

Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 3. — Sonntag, den 15. Januar 1928.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholzi. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Eissport im Oberwiesenthal

Nachdem Oberwiesenthal es verstanden hat, im Laufe der Jahrzehnte auf Grund seiner günstigen Höhenlage sowie der außerordentlich geeigneten Geländeverhältnisse dort reger Werbetätigkeit sich den Ruf eines erstklassigen Wintersportplatzes in Deutschland zu sichern, ist man nunmehr daran gegangen, auch dem Eissport eine gehobene Aufmerksamkeit zu widmen. Schon seit Jahren ging man mit diesem Plane um, der nunmehr dadurch eine wesentliche Förderung erfahren hat, daß auf dem Turnplatz vor dem Kreisturnerheim eine ausgezeichnete Eisbahn hergestellt wurde, und zwar durch Ueberflutung des Turnplatzes. Wie sehr man hiermit auf dem rechten Wege war, beweist die äußerst rege Benützung der Sportbahn, auf der sich ein flottes Leben und Treiben fast täglich abspielt. Es ist also mit der Schaffung der Bahn ein dringendes Bedürfnis abgeholfen worden, und mit



Freuden begrüßt auch die „D. Z.“ als Heimatblatt diese Ausdehnung des Sportes in der höchstgelegenen Stadt Deutschlands, die nunmehr so im uneingeschränkten Dienste des Wintersportes nach jeder Richtung hin steht.

Wie gesund ja gerade auch der Schlittschuhlauf ist, darüber braucht an dieser Stelle nicht erst gerechnet zu werden. Wie beim Skilauf, so stärkt auch auf der Eisbahn der Sportler Körper und Geist in der frischen, gesunden Winterluft und in der Bewegung der einzelnen Glieder des Körpers. Darum sollten Jung und Alt sich auch diesem Sport mehr noch hingeben, dem nunmehr auch Oberwiesenthal in

verdienstvoller Weise Eingang verschafft hat. Dazu unser herzlichstes Glückauf.

Unser Bild zeigt die Eisbahn mit dem Kreisturnerheim im Hintergrunde, sowie ein auf der Bahn sich tummelndes Sportlerpaar.

Goldfunde im Erzgebirge

Von Willi Jacob-Schneeberg.

Auch in Deutschland alte es nie an Versuchen, das gelbe, gleichende Edelmetall als bestes und kostbarstes Gut, welches Mutter Erde den Menschenkindern bietet, zu erschürfen, auszusmelzen oder aus den Flusssanden auszuwaschen. Aus dem Sande der Flüsse Rhe, Donau, Isar und Inn, im Harz, im Thüringer Wald und an Plauenschen Grunde wird sogar noch in der Jetztzeit Gold gewonnen.

Aus dem Mittelalter sind uns so viele Sagen überliefert von verzauberten Höhlen, von Gold- und Silberlagern, die sicher nicht alle erfunden, so daß es sich wohl lohnt, alte Schriften und Ueberlieferungen, die uns von goldkornhaltigem Sande in den Flüssen unserer heimischen Gewässer und von starken Goldader im Gebirgsleibe erzählen, auf ihren geschichtlichen Kern hin zu untersuchen.

Peter Mus schreibt 1590 in seiner „Meißnischen Bergchronika“: „Als für Bäche und Örter oben auff dem Gebirge sein, so Meißn und Behmen scheidet (er meint damit nicht nur das Erzgebirge, sondern auch die anschließenden: Fichtelgebirge u. Lausitzer Bergland), welche Gold führen, sollen die Fremdbewohner als Welsche und andere Terminirer besser wissen als

wir, wie die gemeine Rede gehet. Sonderlich sollen viel schwarze Graupen, wie man sie bei Schlackenwerda wäscht und Goldt draus macht, aus diesem Lande weggetragen werden.“ — „Es ist in dieser Landschaft auch ein Sprichwort, das man an und um den Fichtelberg (gemeint ist das Fichtelgebirge!) oft eine Ruhe mit einem Stein wirfft, welcher besser als die Ruhe ist.“ Wenn das auch sicher Uebertreibung ist, so schreibt doch Matthäsius, der Bergprediger von Joachimsthal, von meißnischen Goldseifen im Obererzgebirge: „Das Waschen und ledig Gold, das in Flüssen und Forellenbächen wächst, wird oft von Felsen und Gängen abgerissen oder von Grus und Dammerde ausgewaschen und vom Gebirge erledigt; es ist das edelste und reinste Gold, dem Kronengolde gleich gehalten und ist ein Dentlein mit 38 Groschen bezahlt worden. Solche Goldkörner, Fletschen und Flämmigen sind an Farbe und Gestalt nicht einerlei — — —. Alle Bächlein an der Zschopau, die vom rothen Haus auf den Stolzenhain in das Grenzwasser am Weinberg (Weipert) fallen, haben gediegene schwarze Goldkörner bei sich geführt und die, so sich darauf verstanden, in kurzem reich gemacht. Im Grenzwasser Pila (Pöhl) hat man

ebenfalls gute Goldförner gefunden, die sich auch flötschen lassen wie Blei, und diese hält man für die besten, desgleichen im Bächlein Conduppel schwarze Körner, die man auf dem Amboß breit schlagen konnte. Im Preknitzer Wasser haben die Alten gut Gold gewaschen, und hinter dem Spitzberge über Töhlstadt hat der Bach viel und gute Silberförner geben. In allen Bächen zwischen Wolfenstein und Annaberg, die in die Zschopau fallen, hat man Granaten gefunden, als der beste Zusatz zum Gold und Körner so gut als Rheinisch Gold. In Forellenbächen um Marienberg haben die Alten gediegene Goldfließchen klein und groß gewaschen. Am Schwarzwasser und seinen Einfällen über und um Platten, Gottesgab und Breitenbrunn werden noch Goldfließchen gesammelt und bisweilen kleine Stüpflein gediegenen Goldes gefunden, welche von Chymisten höher denn ander Gold gehalten werden. An der Schneeberger Mulde werden auch deren gefunden und bei Eibenstock hat in einer Seifen, der Goldbrunn genannt, ein Mann des Tages $1\frac{1}{2}$ Pund Goldförner waschen können, deren ein Pfund 14 bis 18 Gulden goltten.“

Von den Fürsten und Behörden wurden die Suchen nach vermuteten Goldlagerstätten, nach Seifen und Anbrüchen in jeder Beziehung unterstützt und durch hohe Versprechungen und finanzielle Ermunterungen gefördert. Aber schon Christian Lehmann sagt 1699: „Man hat sich auf churfürstlichen Befehl sehr bemühet, die Goldgänge aufzusuchen, aber vergebens“, auch hätte „Churfürst Johann Georg I. darnach große Freiheit versprochen, wenn sie dergleichen Gänge entblößen würden.“ Der Buchholzer Pfarrer Christian Meißner schreibt 1718 in seiner zweiten Schneeberger Chronik: „Wie große Freyheit auch der gloriwürdige Churfürst Johann Georg II. gnädigst versprochen habe, hätte man keinerlei Goldgänge ausrichten und entblößen können, daher auch Ihre Königliche Majestät in Pohlen, als sie bey dero letzteren Anwesenheit den Schneeberger Bergmeister Fischer um Gold gefragt, zur Zeit keine Versicherung deßhalb erhalten mögen.“

Heinrich der Fromme, der gewiß nicht an Brunk und irdischen Gütern hing, ermunterte die sächsischen Bergleute, nach Gold zu suchen. Der Sekretär am herzoglichen Hofe, Bernhard Freydingen, erzählt uns in seiner Lebensbeschreibung 1563, daß dem Herzog Heinrich zwei Tage vor seinem Tode von seiner Gemahlin ein gelbes, leinenes Säcklein auf das Krankenlager gereicht wurde, in dem „drey Goldförner selbst wachsenden, gediegenen Goldes lagen, so nie ins Feuer kommen waren, ein jegliches einer ziemlichen welschen Nuß groß.“

Daß in unserem Vaterlande wirklich sehr früh Goldbergbau betrieben wurde, lehren uns der Schenkungsbrief Kaiser Friedrich I. über die Bergwerke im Bistum Meißen an den Bischof Heinrich zu Meißen vom Mai 1232, die Belehnung des Markgrafen Friedrich des Ernsthaften von Meißen im Jahre 1233 mit einem Goldbergwerke durch Kaiser Ludwig des Bayern (am Baltenberge, wo man wirklich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Gold schürfte), ebenso der Vertrag Anarchs von Walde und Hirsch von Waldenburg, Herren zu Wolfenstein mit dem Markgrafen von Meißen 1407, in dem sächsische Goldwäschen erwähnt werden. Das erste Dokument einer Belehnung in Sachsen auf Gold findet sich im Bergbelehnbuch des Bergamts zu Freiberg S. 261b (von 1531) und betrifft eine Goldfreiseifen am Schleißbache im Amt Eisenburg. 1596 wurde vom Oberbürgermeister des erzgebirgischen Kreises eine Goldseifen bei Voigtsberg, damals zum Bergamtsrevier Schneeberg gehörig, verliehen.

Viel scheint aber nirgends rausgesprungen zu sein. Sollten doch die Sagen vom Goldmassiv an der Mulde, von der gediegenen Goldsäule im Scheibenberg, von dem „Zahn lauterer Goldes“, den Schnitter beim Getreidemähen am Galgenberge bei Arlegrün (Joachimsthal) gefunden hätten u. a. m. nur „Sage“ ohne geschichtl. Wahrheitskern sein? Oder

sprechen die Sagen die Wahrheit, die oben Albinus andeutet, daß nämlich das „Fett schon abgeschöpft war“, daß Ausländer, „Zigeuner und Welsche zuzeiten heimliche Schätze und viel Edelstein ausgeforschet und in Kobern und Butten von dannen hinweg getragen?“

Es sind wirklich genug sichere Zeugnisse und Aussagen vorhanden, „daß durch mehrere Jahrhunderte hindurch (etwa von 1300 bis zum 30jährigen Krieg) in aller Heimlichkeit und unter Beobachtung größtmöglicher Vorsicht fleißige Hände goldhaltig Gestein gegraben, Gold aus dem Bachbett geholt und in ansehnlichen Mengen außer Landes gebracht haben.“ Man kannte diese Fremden Walen oder Venetianer nach ihrer Herkunft. Mit Namen kennt man u. a. folgende: Giovanni Carnero, Sebastian Verso, Johann Schott, Dr. Markus, Hieronymus, alle aus Venedig, Antonius Piger aus Florenz, Bastian (=Sebastian) Dersto, Math (=Matthias) Nicol. Schlascan, Adam Bauch, George Bauch, Moses Hozung und die Brüderpaar Christoph u. Hans, Friedrich und Barthel, ebenfalls alle aus Venedig usw., alles Leute, die der Ueberlieferung nach (mehrere Sagen deuten darauf hin, können aber wegen Platzmangel (wie sie Meiche, Gräße, Köhler usw. in ihren Sagenbüchern aneben) hier nicht abgedruckt werden) von guter Herkunft waren. Diese „Walen, Welsche, Wallonen, Venetianer, Zigeuner, Florentiner, Menländer, Modeneser, ingleichen Brabanter und Flandrer“, wie sie heißen, schlichen als Mausefallen- und Pflasterhändler unansehnlich gekleidet durch alle Walddäler und Gründe, prüften überall das Gestein, den Sand der Bäche, legten ohne daß die braven Gebirgler es wußten, Schächte und Seidwäschen (Seifen) an, verrieten weder die Fundstellen noch die Menge des schon fortgeschleppten Goldes, wenn sie ertappt wurden, schrieben sich aber jede Fundstelle in kleinen Büchlein (existiert noch eine Reihe dieser seltenen Walenbüchlein) auf und kehrten meist — als reiche Schatzgräber — in ihre Heimat zurück.

So interessant es wäre, einige aus diesen Schriften (u. a. veröffentlicht von Lehmann 1699 u. 1764, Dr. D. Kellner 1702, Schurig 1875, Gräße, Meiche, Köhler, Bernau) über Goldfundstätten im Obererzgebirge mitzuteilen möchte ich es doch heute unterlassen; vielleicht geschieht es in einem anderen Artikel.

Vielleicht gaben aber doch die Wale, den Sachsen erst den Anstoß, ihre Bergländer auf Edelmetall hin zu untersuchen. Für das Vogtland (Gölschta, Rottenheide und Steinheide) steht das fest. Dort bestanden später wirkliche Goldbergwerke, die zum Bergamte Schneeberg gehörten und im erfolgreichsten 1541 bis 1546 betrieben wurden. 1536 entstand Goldbergbau in Neumark bei Zwida, ergiebig bis etwa 1550, der aber mit den Vogtländer Ausbeuten nicht infurrieren konnte. Steinheide erhielt sogar 1534 als „Berkadt“ vom Kurfürsten Johann Friedrich eine Bergordnung und 1536 einen besonderen Bergmeister. Von den Goldseifen bei Rottenheide erzählt uns 1701 der Chronist, „daß aus selbigen Seifengold göldene Medaillen eines Ducates groß und schwach geprägt worden“, auf dieser Denkmünze steht der alte Schneeberger Spruch: „Wenig Zubus, Viel Ausbeut, Machet Frölichergeleut!“

Für den erzgebirgischen Silberbergbau mochten diese Worte in seinen Glanzzeiten wohl Geltung gehabt haben, der Goldbergbau aber wird sich in unserer Heimat wohl nie recht gelohnt haben, er erforderte viel Zubus und gab wenig Ausbeute. (Ein Protokoll einer Sitzung der Sachverständigen enthält 1545 im Anschluß an die magere Ausbeute der Steinheider „Goldgrube“ den Zusatz: „Geht jetziger it mehr darauf dann man Nuß hat.“)

Die Blütezeiten des Erzbergbaues für uns Berge sind dahin; wie um Silber, so ist es späterhin erst um Gold ruhig geworden, und die geologische Durchforschung des Gebietes hat nicht viel Hoffnung auf weiteren, gewinnbringenden Edelbergbau übrig gelassen.

Eine alte Töhlstädter Urkunde.

Aus Anlaß des 250jährigen Kirchweihjubiläums der St. Salvatorkirche zu Töhlstadt hat, wie seinerzeit berichtet, der Stadtrat jener Kirchgemeinde als Jubiläumsgeschenk eine alte Urkunde in photographischer Wiedergabe überhändigt, deren Wortlaut wir nachträglich an dieser Stelle festhalten, da Urkunde nebst Text kirchengeschichtlich für Töhlstadt von hohem Interesse sind. Der Wortlaut ist folgender:

Unser willige und freundliche dienst zuor Erbare Wolweise und namhaftige lieben Herr(n) / Diweil uns vnser kirch in feuers nöten ist vortorben / Ist vnser freundliche und demütigs bitten an e. e. w. vmb gottes willen, wollet uns armen leuten dazu behülfflich sein / das wir doch ein ander kirch bauen / vnd euch das nicht lassen abschrecken / ob wir gleich nicht vnter einen weltlichen Herrn gehören So gehören wir doch all vnter einen Herrn Im Himmel welcher Heißt Jesus Christus / Der wirdt auch solchs e. e. w. reichlich vorgelien / zweiffeln nicht e. e. w. werde(n) uns solche Christliche Hülff nicht abschlagen, Damit befehlen wir e. e. w. sampt der ganzen Gemein In gottes vterlichen schutz vnd segen / Datum zw Töstat Montag nach Miseri-cordias Domini in 1555.

E. E. W.

Willige Richter vnd
Rath zw
Töstat.

Die Adresse lautet:

Den erbaren wolweisen vnd Namhaftigen Herrn
Bürgermeister Richter vnd Rath zw Zerbitz vnsern gun-
stigen Herrn

Zerbitz. (= Zerbst).

Umschrift des Briefstiegers:

Sigillum aui Gestat 1551.

Aus dem Sagenborn des Erzgebirges

Der Jäger ohne Kopf im Hofbusch bei Schlettau.

(Ziehnert, Sachsens Volksagen. Anhang, No. 29.)

In dem Hofbusch bei Schlettau, durch den der Weg nach Unter-Hermannsdorf führt, läßt sich bei Nacht oft ein ge-
spenstlicher Jäger ohne Kopf sehen. Er soll vor alter Zeit die Armen, welche sich das dürre Reihholz sammelten, oft unbarmherzig mißhandelt haben und zur Strafe nach seinem Tode nun umgehen müssen. Rechtliche Leute läßt er un-
geneckt, aber die Holzdiebe hat er schon in Todesangst gejagt und bisweilen festgebannt, so daß sie stundenlang an einer Stelle stehen bleiben mußten.

Die weiße Frau auf Scharfenstein.

(Ziehnert, Sachsens Volksagen. Anhang Nr. 15.)

Auf dem Schlosse Scharfenstein zwischen Zschopau und Wolfenstein geht seit Jahrhunderten eine weiße Frau um. Des Nachts mit dem zwölften Glockenschlage wird sie rege und wandelt, in lange, weiße, nebel dünne Gewänder gehüllt, durch alle Gemächer des Schlosses, bleibt bisweilen stehen und seufzt und ist überhaupt traurig. Oft hat man gewagt, sie anzureden, aber nie hat sie Antwort gegeben, sondern ist immer sogleich entflohen. Sie muß eine schwere Sünde be-
gangen haben; welche aber, weiß niemand.

Der gespenstige Mönch bei Grünhain.

(Christ. Lehmann, Histor. Schauplatz etc., S. 75.)

Fünzig Jahre nach der Verwüstung des Grünhainer Klosters hat sich am Elsterleiner Wege, wo, wie die Schlacken-
haufen ausweisen, des Abts Hammer gestanden, ein Gespenst in Mönchsgestalt sehen lassen, welches die Vorübergehenden, sonderlich Trunkene und Sauchzende, übel bezahlte, und einst einen Bergmann von Elsterlein, der das Gespenst in seiner Trunkenheit herausforderte, mit den Beinen den Berg hin-

unter geschleppt, in den Bach geworfen und am Kopfe arg verwundet. Einen Richter, der trunken in der Nacht von Grünhain heimgeritten, hat's mit dem Pferde gestürzt, daß er den Arm brach, und ist der Richter mit großer Lebens-
gefahr nach Hause gekommen.

Spulgestalten an einem Brunnen auf dem Fichtelberge.

(Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 250)

Abraham Munsch, ein alter frommer Hutmann in Wie-
senthal, erzählte, daß er einstmal oben auf dem Fichtelberge einen überaus schönen Brunnen angetroffen, dessen Grund und Boden von eitel Goldflammen geleuchtet habe. Da er sich niedergesetzt, um den schönen Quell zu betrachten und wie-
der aufgesehen, sei ein schönes buntes Vöglein auf einer Seite, auf der anderen aber ein Mönch mit einem offenen Buche gesessen, darüber er erschrocken und davongelaufen. Er habe aber seit dieser Zeit den Brunnen nicht wieder an-
treffen können.

Der gespenstliche Fuhrmann zwischen Geyersdorf und Königswalde.

(Moritz Spieß, Aberglauben, Sitten und Gebräuche im sächs. Obererzgebirge. Programmarbeit. 1862. S. 39.)

Zwischen Geyersdorf und Königswalde, am linken Ufer der Pöhl, liegt die sogenannte Reicheltwiese, welche, da sie sump-
figen Untergrund hat, sehr weich und „pappig“ ist. In der-
selben soll ein Fuhrmann, der Salz geladen hatte, mit Wagen und Pferden versunken sein. Abends 9 Uhr soll derselbe mit seinem Fuhrwerk wieder erscheinen, mit seiner Peitsche knallen und dabei „Hüh!“ rufen.

Ein Gespenst ängstigt einen Wiesenenthaler Fleischer.

(Glaser, Wiesenenthäisches Ehren-Gedächtnis, 1719, S. 97.)

Anno 1655 ging ein Fleischerhauer aus Wiesenenthal sehr frühe bei Mondenschein und wollte nach Elterlein. Als er aber eine halbe Meile zurückgelegt und auf einen Platz kommt, tritt ihm ein grausames Gespenst mit feuriger Zunge und Augen entgegen, in Gestalt eines verrufenen gewesenen Gebir-
gers, der mandem auf dem böhmischen Wald das Licht ausge-
löscht. Dies Gespenst verlegt ihm den Weg mit seiner Kette um den Leib, daran eitel Totenköpfe hingen. Der Fleischerhauer erschrickt, betet und kehrt eilends zurück nach Haus. Das Un-
getüm aber begleitet ihn bis in seine Stube, stellet sich daselbst vor ihn und sieht ihn an, bis die Wirtin aufgestanden ist und ein Licht angezündet hat. Da ist das Gespenst wieder ver-
schwunden.

Heimat-Chronik aus alter Zeit.

Unterwiesenthal.

Vor 50 Jahren. Beim Schneidemühlenbesitzer Scheit-
hauer in Unterwiesenthal kam am 18. Februar 1878 der 31 Jahre alte Maurer Hartmann ins gangbare Zeug, so daß sein Tod sofort eintrat.

Vor 50 Jahren. Am 25. April 1878 wurde der Gast-
hof zur goldenen Krone in Unterwiesenthal mit sämtlichen Nebengebäuden eingestürzt.

Crottendorf.

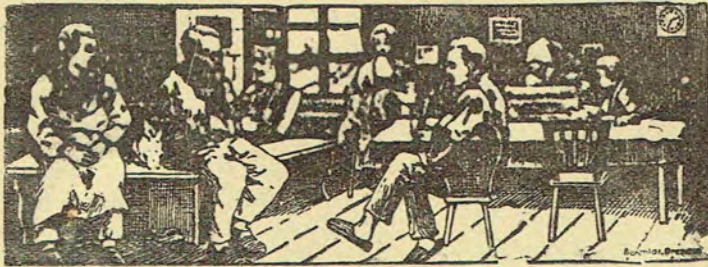
Vor 50 Jahren. Am 29. Juni 1878 fielen in der Nähe der Glashütte bei Crottendorf sieben Wohnhäuser und zwei Scheunen den Flammen zum Opfer.

Schlettau.

Vor 50 Jahren. Das an der Buchholzer Straße in der Nähe des Köhlergutes in Schlettau gelegene Hildebrandsche Haus wurde am 28. Okt. 1878 ein Raub der Flammen.

Vor 50 Jahren. Ein Brand zerstörte am 30. Nov. 1878 die an der Straße nach Buchholz stehende Scheune des Wirtschaftsbesizers Vogel in Schlettau.

Nooch'n Feierohnd



Dr Grußvoter

Gedicht von Bernh. Brückner, Leipzig.

(Nachdruck verboten.)

De Sunn' gieht staat ¹⁾ an Waldsaam nieder;
an Huthaus hast' ihr letzter Strohl.
Dos rekt im Glanz sei Schindeldach'l
un guckt vürnahm von ihm ins Tol.

Bür'n Janster stiegt e staanerns Bank'l
saugt in sich nei die warme Glut.
Drauf sikt ganz stille dr Poot-Voter —
's sieht bald, als wenn ar schlof'n tut.

De Arm' lieng freizweij' in anander,
un drinne schleest de Tobakpfeif.
's Rapp'l aus Samt zeigt stolz sei Quast'l,
drunner avür quillt's weiß — wie Reif.

'r sinnt un traamt — in sich versunken,
denkt bald do har, un bald dort hie.
Su manich's Bild, vun Kampf — vun Frieden,
sieht ar in Geist vorüberzieh'.

Drei Schwalb'le zwitschern uff'n Baam'l, ²⁾
vun Rümgeflatter sei se müd'. —
Ja, ja: Grußvoter kennt dos Leid'n,
Dar waß, wie's übern Ot'n ³⁾ gieht! — —

De graae Henn' kimmt ra' gestoppelt.
Wendhalfig schießt se zum alten Maa.
„'s is schlimm,“ denkt se un gieht wetter,
wenn aaner net mehr feet'r ⁴⁾ faa!“

'r horcht. Es tut ze ohmd nu leit'n. ⁵⁾ —
Ja, wieder war e Tog vollbracht!
De Händ' leeng still sich in anander
un bat'n üm 'ne gute Nacht.

De Sunn' gieht ei; de Schatten wach'n,
se schleing zun Heis'l sachte hie.
Dos bett't zu Ruh sei Schindeldach'l,
rust's Schwalb'l rei zum Schlof'n gieh'.

Dr Grußvoter ober bleibbt noch sih'n;
dar hot do aah sei schiene Ruh'. — —
„Bleib' nár, bis druhm de Sternla blik'n;
die führ'n dich dann dr Haamit ⁶⁾ zu!“

¹⁾ langsam, ²⁾ Bäumchen, ³⁾ Atem ⁴⁾ vorwärts kam, ⁵⁾ läuten, ⁶⁾ Heimat.

De Dokt'r-Juhr

Von Bernhard Brückner, Leipzig.

(Nachdruck verboten.)

Bei ne Wahner-Frißn-Halm war schu e Hard Tog schlacht' Watter. Seine Fraa, de Arnstine, hatt' wieder emol de Moong-Witting. Se konnt' nisch aff'n un schlich von äner Hittsch zur annern. Nu wur' allerhand ah-gaam: Rasse Umschleeg ge-

macht, aah treige — Quachelt gekocht un Balbria, oder nisch hulf's. Esu wie ihr Maa, dr Halm, ohmt ahamm kam von seiner Arbet, war dos Rümgekräft un dos Aufgefläsch zu kenn End'. Wuhl e ganze Woch' lang is die Lamentaziu esu feeter gange. Nah dr Sonnohmd bracht' noch faa Hilf. Nu is men Halm doch e bißl angst wur'n.

„Wachte,“ hot'r zu seiner Fraa ahgefange, „iße faaste nu joong, wos de willst: Iße gieht's nüber zun Staatler Dokt'r! Geleisch dann Ohmd muß dar noch ins Haus un muß dr halfen!“

Un richtig: Wie de alte Butenfraa, de Struh-Liebe, draußen vür de Janster vorbei gehuutscht kam, do hot'r dare en'n Aufzog an ne Staatler Dokt'r miet-gaam.

Mei Struh-Liebe, die is nu haltig, wos nár ihr Oten esu har gaam hoot, durch dann Wald lusgehumpelt. Oder, es hot net lang gedauert, do sei de alten Baa laweht wur'n, un wie se bei ne Staatler Guutsacker (Friedhof) nei machet, do warisch finster, wie zum Teif'l hult. Nu haltig geleisch hie zu dann Dokt'r.

Dos is zu dare Zeit faa Gestudierter gewa'n. Die hot's bluß in de großen Schteedt gaam. Wos dar wußt', dos hot ar bluß aus de Bücher raus gela'n. Wann haltig net viel gefahlt hoot, dar is gesund wur'n; oder, wu de Sach wetter nei bies' war, do hot mei Tutengraber sei fix e Leich' kriegt.

Na, wie mei Struh-Liebe e klaans bißl zu Oten komme war, do häret haltig mei Dokt'r die Geschicht mit de Grumbicher Moong-Witting.

Harr üm's Laam! Dar zug sieh geleisch aah un rannt' nüm zu sen'n guten Nachber, zun Mucker-Seff'n-Gust. Weil's zu dare Zeit in ganz'n Staatel faa Pfahr-Zuhrwart gob, do machit mei Gust sen'n Ochsen-Schlieten zeracht. 'r sehet ne gruß'n Woong-Korb drauf, warf e paar Büscheln Schtruh nei un e paar wollene Decken; nu zug'r sen'n ruten Ochs aus ne Schtool raus, un wie se alle zwää nei-geflattert warn in dann Korb-Schlieten, do ging de Rutsch sachte feeter.

Nu faureten die zwää Schuuten-Loffeln in ihrn Hower-Schtruh drinne, wie de Mod' in Kaas-Lupp. E' Hundskätk war, doß dar Schliet'n quietschet, wie ne Wolf-Christ' sei Leier-fasten.

Ne Henne-Wag warnse fix nüm. Dr Gust derzeehlet ne Dokt'r die Geschicht von Mariebarger Baamwurzel-Glaascher seiner Heirat, un wenn's wieder emol nah war zun Lachen, do nahm mei Dokt'r sei Schnapsflaschel raus un ließ sen Nachber dann gut'n Nordheiser kosten. In lauter Wuhlgefall'n hatt'n se bei dare Ochsenfuhr de Ruutkat'l-Schänk ei'kriegt. Do wur sieh erscht emol orndlich ausgewärmt. Dar franken Fraa wünscht'n se derweile gute Bessering; endlich fanden se sich wieder zu ihrn Schlieten naus.

Nu schunkelten se über de Grumbicher Höh' nüber. 's ganze Dorf log schie in schinsten Schloß. Bluß in Salzer-Michel-Heisl brannt' noch e Gaafela Licht. Dr Dokt'r machet zu dr Haustür nei. Dr Gust blieb draußen in Schtruh staden un zug sich ne Dokt'r seine ahgewärmten Decken übern Kupp. Do-derbei horchetr wie e Gladermeisl, wos drinne in Stümel lus-ging. Ercht gings sachte har, oder wie de Rärch else schlug, do quieket un heilet ene Fraa, als wenn se e Löw' in dr Zerr hätt'. Mei Gust toot amol üms andere baten, doß se ihrn Schmarz alle machet. Endlich war drinne in Stüwl wieder Ruh; dr Dokt'r kam zu dar Tür raus.

„Is se dä tuut?“ freeget dr Gust klaa-laut, „oder iech ho gebatt!“

Dr Dokt'r schüttlet sen Kopp. „Die stárbt net!“ saacht'r. „Die faa üm sich schmeißen . . . hot ene Natur, wie dei Ochs!“ Dobei zug'r sei gruze Pelzmütz rei über de Ohren un speiet amol überisch andere aus nei in dann Schnee. „Es is mir sei salberischt net orndlich in Bauch; iße treib nár den'n Ochs ah, doß mer nüm komme in de Ruutkat'l-Schänk — — bei mir kimmt's Flack-Fieber!“

Inusse, men Gust war emol ei'kehrn lieber, wie e Toler Fuhrloß, un do ging die Rutsch haltig geschwind off dar Schtrook nüm.

(Schluß folgt.)